

vorgefunden wird, da kann auch Christi Kirche nicht sein, eben weil sie apostolisch ist. Es mögen in dieser oder jener kirchlichen Gemeinschaft sich Männer finden, die nicht bloß den bischöflichen Namen tragen, sondern auch, wiewohl widerrechtlich, die bischöfliche Weihe besitzen (z. B. in der nichtunirten griechischen Kirche), es ist solch eine kirchliche Gemeinschaft doch nicht Christi Kirche, weil in ihr nicht das in die Stelle des Apostel-Kollegiums eingetretene bischöfliche ist, sondern nur einige davon losgetrennte Mitglieder — *Episcopatus autem unus est* — sagt Cyprian. Es ist ein analoges Verhältniß wie zwischen Judas nach seinem Weggange und den andern Aposteln; nicht jener, sondern diese bildeten Christi Apostolat. Noch weniger ist die kirchliche Gemeinschaft Christi Kirche, wo man das Apostel-Kollegium geradezu beseitigt hat. G.

Evangelisches Ave Maria.

(Schluß.)

II. Geschichtliches.

9. Ignatius und der Brief an Diognetus.

Ignatius setzt dem drohenden Gnostizismus (im Briefe an die Epheser ep. 19) drei Geheimnisse entgegen: Maria's Jungfräulichkeit, ihr Gebären und des Herrn Tod. Er denkt an den Stern, der den Weisen erschienen, aber auch an das Zeichen des Johannes. Mit diesem neuen Gestirne ist die Freiheit da; der Mensch muß nun doch nicht mehr sündigen und sterben, er ist frei, ewiges Leben zu ergreifen. Dem gegenüber lehrt der Gnostizismus einen unfreien Gott und unfreien Menschen. Der große Lügner übersah die oben genannten drei ursprünglichen Thaten der Freiheit; er vergaß, daß Maria von Anfang des Daseins an die Freie gewesen, im vollen Sinne, aber durch die Sonne (Christus), die sie schon vor der Empfängniß des Sohnes

umkleidete. In den Augen des Ignatius ist also diese Freiheit Maria's nichts Nebensächliches. Sie wird auch im Briefe an Diognetus (von einem Apostelschüler geschrieben) betont, da dort Maria's Jungfräulichkeit gleichsam das erste Stück der Heilserkenntniß bildet: „Eva wird verführt, die Jungfrau wird geglaubt.“ Es wird den von der Schlange Besiegten die Besiegerin der Schlange gegenüber gestellt. Diesem Gedanken leiht einen Ausdruck die Lesart der Vulgata: *Ipsa conteret etc.* . .

Was uns bei Nr. 6 (Madonnenbild des Isaias) auffiel, läßt uns auch jetzt wieder fragen, warum die „Jungfrau“ mit der „Freien von Anfang an“ so ohne Weiters vertauscht wird? Wir bestreiten nicht, daß der volle Sinn von Maria's Jungfräulichkeit auch ihre Sündfreiheit mit erschließen lasse; aber so unvermittelt möchten wir nicht das eine für das andere setzen. Das „... quoniam virum non cognosco“ mit dem folgenden „... ecce ancilla Domini“ ließ von jeher ein ganz besonderes, bisher nicht vorgekommenes Verhältniß zu Gott ahnen. — Da Dietlein noch keineswegs zur vollen und allseitigen katholischen Erkenntniß der Heilswahrheit durchgedrungen, und vielmehr in ihm noch ein Ringen protestantischer Prinzipien mit dem bereits eingezogenen katholischen Geiste sehr bemerkbar ist: so irrt man kaum, wenn man sagt, jene Prinzipien lassen ihn die Jungfräulichkeit als solche nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfassen, wie ja auch die protestantische Lehre von der Unfreiheit im Stande der Erbsünde durchschimmert.

10. Die Kirche, das tausendjährige Reich und Maria.

„Viele Wahrheiten, viele Bestandtheile der einen Heilswahrheit hat die Kirche von Anfang an im Glauben besessen, sie auch in der Weise des Lebens, des häuslichen und kirchlichen Lebens ausgeprägt, ohne doch in der lehrhaften Darlegung für sie sofort die entsprechende Form, oder auch nur die rechte Stelle zu finden. Diese Arbeit ist ebenso durchaus nur eine ganz allmähliche, wie der Glaube selbst der ein für allemal fertige ist. Es ist deshalb

eine in der Kirche sich stets wiederholende Erscheinung, daß sie Schritt für Schritt mit Lehrsätzen hervortritt, welche von den Gläubigen als endlich erreichter Ausdruck längst geglaubter Wahrheit begrüßt werden, während diejenigen, welche nicht im vollen Glauben stehen, ängstlich oder entrüstet die Neuheit der Lehre anklagen. So geschah es seiner Zeit mit der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, und ebenso, als Augustinus eine feste Gestaltung der Lehre vom Verhältnisse zwischen Gnade und Freiheit anbahnte.“

Was von Ignatius und im Briefe an Diognetus so sehr betont wurde, hat in den ersten Jahrhunderten weniger Ausdruck gefunden; man versenkte sich mehr in die Aufgabe und Zukunft der Kirche und in die ewigen Geheimnisse der Trinität. Aehnlich wie der Lehre von Maria's Reinheit erging es dem Geheimnisse der Rechtfertigung aus Gnade und ihrem Verhältnisse zur menschlichen Freiheit, welches Geheimniß gerade in Maria ihre vollste Lösung gefunden. Maria ließ man von der Kirche, dieser unpersönlichen Mutter, zurücktreten. Hermas z. B. personifizierte die Kirche, aber es ist nicht Maria, sondern eine bloß gedachte Persönlichkeit. Sein „Pastor ist voller Allegorien, ein Vorspiel von Büchern wie Bunyans Pilgerreise, in denen man sich auch freut, allegorische Personen zu finden — statt lebendiger Heiliger die nun einmal in gewissen Arten von Christenthum keinen Platz haben. Das Bedürfniß nach Persönlichkeit sucht dann nach anderer Befriedigung.“ Wie treu hat es der Heiland vom Kreuze vermerkt, „daß er der Christenheit nicht bloß das himmlische Jerusalem, sondern seine Mutter Maria mit ihrem heilig und doch so menschlich fühlenden Herzen zur Mutter gegeben hat.“

Hippolythus hat in seiner alexandrinischen Gelehrsamkeit die allegorische Deutung geliebt und sah daher im Weibe des Johannes (Offenbarung) nur die Kirche. Doch Sonne, Mond und Sterne sind ihm wirkliche Persönlichkeiten, warum gerade das Weib nicht? Die Repräsentation der Kirche, bliebe doch, wenn er auch das Weib als bestimmte Persönlichkeit (Maria) nähme,

Doch hatte er die schon bestehende und nicht die erst erwartete, das 1000jährige Reich, im Auge. Letzterer Irrthum suchte in der Offenbarung Johannis seine Stütze. Und „gerade das hatte dieß Buch verhüten sollen: daß man auf das Kommen des Herrn in seinem Reiche nicht erst warte, daß man nicht zweifle an seinem mit der Zerstörung Jerusalems längst begonnenen stetigen Kommen und Herrschen unter seinen theils im Fleische lebenden, theils durch die erste, durch die Seelen-Auferstehung verklärten Gläubigen. Gerade darin aber, auf dieses Reich Christi als ein noch ganz zukünftiges zu warten, bestärkte man sich durch falsche Auslegung des Buches. Während Johannes das tausendjährige Reich geschildert hatte, um zu zeigen: so herrlich ist die Kirche schon jetzt, so herrlich im Himmel, so sicher vor dem gebundenen Satan auf Erden — so hatte sich gerade auf Grund dieser Schilderung die jüdische Lehre recht in der Kirche heimisch gemacht: das was wir haben, ist noch nichts, sondern die Hauptsache kommt erst noch unter allerhand zauberhaften Schaustücken.“ Aber mit der Erkenntniß machte doch Hippolythus zu wenig Ernst, „daß die Kirche, die jenseitige und mit ihr die dießseitige, die Stätte der Freiheit von Sünde, Tod und Teufel bereits ist, weil sie die Stätte des Glaubens ist, der die Welt schon überwunden hat, wie heiß er auch noch kämpfen muß.“ Dieser Glaube war aber vorhanden, ihn hegten die Martyrer, ihn pflegten die Zurückbleibenden in der Gemeinschaft mit den schon vollendeten Heiligen, um deren Gebeine sie sich sammelten. Schlichen sich in jene Glaubensübungen Mißbräuche ein, wie z. B. der der Kollyridianen, „so war es zwar ganz in der Ordnung, daß der strenge Epiphanius auch dieß in die Liste der vorhandenen Ketzereien aufnahm. Aber noch mehr zu loben ist, daß man nicht die Mutter Gottes selbst diese Mißbräuche entgelten ließ, auch nicht meinte, der ungebildeten Unwissenheit bloß ein gelehrtes Nichtwissen entgegen zu stellen.“ Jetzt besann sich auch die kirchliche Wissenschaft auf die eigenen Versäumnisse, verwarf die Träumerei vom tausendjährigen Reiche und machte das schon vorhandene der im Himmel mit Christo

herrschenden Heiligen, an der Spitze, zum Gegenstande der Forschungen.

Es ist ein Verdienst des Autors, daß er gegenüber den alles Wesen so sehr verflüchtigenden Abstraktionen das Konkrete betont, die persönliche Gemeinschaft hervorhebt. Ein echt christliches Gefühl leitet ihn dabei. Wir haben ja einen persönlichen Gott und nicht einen bloßen Begriff des Absoluten, einen persönlichen Erlöser und nicht eine bloße Idee, eine persönliche Mutter des Erlösers (natus ex Maria), persönliche Zumittlung des Heiles (durch den Apostolat), persönliche wechselseitige Fürbitte u. s. w.: überall persönliche Liebe, und nicht bloß so eine abstrakte ohne Terminus in quem, welcher letzteren sogar aller Werth abgesprochen wird. So ist denn auch von jeher die Gemeinschaft der Heiligen als eine persönliche aufgefaßt und geübt worden. Der Protestantismus möchte sie in abstracto nicht läugnen, aber in concreto soll man sie nicht üben, besonders nicht mit der „todten Heiligen“ (Maria)! Diesem erwidern wir: Deus Abraham . . . Deus Mariae non est Deus mortuorum sed viventium. Der alte und neue Bund weisen Belege auf, daß die Heiligen auch für die dießseitigen Brüder noch leben.

11. Ambrosius und Augustinus.

Auch dem alten Bunde ist Gott nicht bloß ein lebendiger Gott, sondern auch ein Gott der Lebendigen. Er kommt nicht ohne sie. So umgab, ehe eine Wolke vieler Zeugen gewesen, Maria's Schooß das kommende Heil. Dieß zarte Geheimniß hat Ephräim der Syrer besungen und Maria als die ganz Reine, allem Schmutze der Sünde entfremdete Jungfrau verherrlicht, indeß Andere, um die Erlösungs-Bedürftigkeit zu betonen, nicht anstanden, Maria gleich zu stellen den sündigen Menschenkindern und darnach einige Schriftstellen zu deuten. Daß es ihnen jedoch mit dieser Gleichmacherei nicht buchstäblicher Ernst gewesen, zeigen sie, wenn sie eigens das Verhältniß Maria's zur Sünde besprechen. So betet z. B. Ambrosius im Namen der Kirche: „Zeuge

mich nicht aus der Sara, sondern aus Maria, damit es eine unversehrte Jungfrau sei, und zwar eine Jungfrau, die durch die Gnade rein sei von allen Flecken der Sünde.“ Auf Maria lenkten die christologischen Streitigkeiten den Forscherblick (Deipara) und zu gleicher Zeit die Erörterungen über Gnade und Freiheit, „anders als es nachmals in den Zeiten der Reformation geschah, wo die Verhandlungen über Sünde und Gnade und Freiheit auf letztere Frage nur den Einfluß zu haben schienen, dieselbe sofort todt zu machen mit dem kurzen Schlagworte: Maria ist gar nichts weiter, als ein sündiges Menschenkind wie alle andern auch.“ Das zu lösende Räthsel gestaltete sich bei dem gleichen Bedürfnisse nach Erlösung für Alle zur Frage: wo denn nun die Empfänglichkeit für das dem Bedürfnisse entgegenkommende Heil? Es handelte sich um empfangenden Willen und wollendes Empfangen, um einen Willen, der die Sünde bereits verleugnet, um das Heil aufzunehmen, welches ihn von der Sünde befreit. Der hierin liegende Widerspruch ist nur ein scheinbarer, wie die Thatsache der Erlösung zeigt. „Aber wer diese Thatsache glaubt, muß dann auch den scheinbaren Widerspruch nicht scheuen: jenes Wollen, zu welchem die in der Welt wieder einkführende heilsame Gnade einging, um von da aus eine Welt von bösem Willen umzulenken, mußte schon den Sieg der Selbstverleugnung errungen haben, um der mütterliche Schooß der Gnade und aller ihrer Neugeburten werden zu können. Keine natürliche Reinheit, weder eine anerschaffene noch eine nachträglich als Eigenschaft verliehene, aber ein stetes gegen die angeerbte natürliche Sünde ankämpfendes Wollen, ein stetiges Siegen der Selbstverleugnung wohnt in diesem Herzen durch die Gnade, welche sich dasselbe zum Gefäße bereitete.“

Auf diesen Punkt die Frage festgestellt zu haben, ist das Verdienst Augustins. Er that es durch den Ausspruch: „Ausgenommen also die heilige Jungfrau Maria, über welche wegen der dem Herrn gebührenden Ehre ich durchaus, wo es sich von den Sünden handelt, keine Frage gestatte — denn woher wissen

wir, welches Mehr von Gnade Ihr gewährt worden, um die Sünde nach allen Seiten hin zu bestegen, ihr die es erwarb, zu empfangen und zu gebären den, welcher unbestrittenermaßen keine Sünde hatte.“ (Excepta itaque sancta virgine Maria, de qua propter honorem Domini nullam prorsus, cum de peccatis agitur, haberi volo questionem; unde enim scimus quid ei plus gratiae collatum fuerit ad vicendum omni ex parte peccatum, quae concipere ac parere meruit, quem constat nullum habuisse peccatum?) Das Empfangen der Gnade mußte verdient werden, und Maria hat es durch stetiges Siegen über die Sünde verdient, welches Siegen freilich eine Gewährung der Gnade war. — Pelagius behauptete, es gebe sündlose Menschen, Augustin widerspricht und will nur mit Maria eine Ausnahme machen, aber nicht im Sinne des Pelagius, durch natürliche Kräfte, sondern durch ein größeres Maß von Gnade ob der Bestimmung, den Sündlosen zu empfangen. Maria's und Christi Sündlosigkeit unterscheiden sich jedoch, dort ist Gnade und Kampf, hier Natur. Solche Ausnahmestellung hat Maria nach Augustin innerhalb des Sündenerbes und Todesgerichtes, dem auch sie von Adam her unterliegt.

Die protestantische Anschauung vom Wesen der Erbsünde als einem mit der Natur bleibend verbundenen, schimmert hier schon stark durch und es beginnt das Mißliche, bei solcher Anschauung doch von einem Freisein von derselben reden zu wollen. Dietlein sucht sich, wie wir gesehen, dieß durch „ein stetes Nichtwollen“ von Seiten Maria's zu erklären. Doch abgesehen von der Schwierigkeit, im Anfange des Daseins schon ein Wollen oder Nichtwollen zu behaupten, darf man das innere Wesen der Erbsünde, darf man sie nicht in eine aktuelle umsetzen. Der Autor hat ferner bei der Besprechung der Worte Augustins den Schein, als ob dieser ein Verdienen der Gnade vor der Gnade zuließe, nicht vermieden. Gewiß findet Niemand in Augustins Worten diesen Schein. Die Ursache dürfte darin liegen, daß Dietlein das Wort „Gnade“ gar zu mannigfaltig gebraucht.

12. Dantes Lehre von Maria.

Dante mußte schon seinen Zeitgenossen zurufen, sie könnten ihm nicht folgen; jetzt gilt das noch mehr. „Doch Ehrfurcht fordert der Mann, der die mächtige Gedankenwelt des Mittelalters zu einem mächtig ragenden, reich verschlungenen, und doch wie Krystallen durchsichtigen Kuppelbau zusammen zwang. Ehrfurcht fordert auch das Zeitalter, dessen Gedankenwelt sich so zu einem Gebäude verarbeiten ließ. Aus unsres Zeitalters Gedanken würde selbst ein Größerer als Dante, keine göttliche Komödie zusammentragen.“ Durch das ganze Gedicht hindurch wird der Mutter Maria eine hohe Bedeutung zuerkannt; sie ist ihm an Herrlichkeit die Höchste und an Macht der Fürsprache die Erste. Dante's Gedicht ist Darstellung des thatsächlichen in der Geschichte dagewesenen Verhältnisses der mittelalterlichen Welt zu Maria der Mutter Gottes. Es geht nicht an das Mittelalter und seinen ehrwürdigen Namen, auch Namen von anerkannt evangelischem Klange einer Monomanie hinsichtlich des Mariendienstes zu zeihen, „denn was jene großen Geister des Mittelalters von der Jungfrau glaubten, an ihr hatten, durch sie erlebten, das war — wie wir in Bezug auf Dante schon bemerkten — untrennbar verwebt mit ihrem ganzen christlichen Denken, Glauben und Leben, ja sehr oft am innigsten gerade mit dem, was sie uns als Zeugen evangelischer Wahrheit im Kampfe gegen vorhandene Irthümer und Mißbräuche erscheinen läßt.“

13. Dante's Lehre von der Gnade und Freiheit.

Man sieht in Dante einen Vorläufer der Reformation. „Wie die Vielseitigkeit seines Geistes mannigfachen Richtungen, die nach oder neben oder wider einander in der Geschichte hervortraten, gestattet, sich in ihm wieder zu finden, ihn als zu sich gehörig anzusehen — so läßt sich in der That auch sagen: das Bedürfniß, welches der Reformation zu Grunde lag, hat auch den großen Dichter, der über zwei Jahrhunderte vorher seine prophetische Stimme erhob, lebendig bewegt. Nicht etwa nur, daß er auf

den Papst und die schlechten Priester zürnte, den Mißbrauch der Schlüssel verdammt, dem Träger des geistlichen Schwertes das weltliche entwinden wollte. In dieser Hinsicht ist ihm wohl das gleiche begegnet, wie den Reformatoren des 16. Jahrhunderts: daß sein Tadel gerecht, seine Hoffnungen aber allzu lustig waren, indem es doch auch nur wieder Menschen sein mußten, denen die Handhabung der neuen Grundsätze anheim fiel. Die eigentlichen Wurzeln aber von Dante's reformatorischem Streben liegen nicht an der Oberfläche, sie liegen in seiner Lehre von der Gnade und von der Freiheit, von dem Verhältnisse beider zu einander. Das- selbe Räthsel beschäftigte ihn, auf welches die Reformation, die zweihundert Jahre nach ihm begann, zurückgetrieben wurde — und mit welchem sie wohl bis heute nicht ausgerungen hat. Vielleicht gibt es für sie bei dem Manne, den sie gerne unter ihre Vorläufer zählen mag, auch in dieser Frage etwas zu lernen.“ Bestimmung und Freiheit sind nach ihm ewig eins; das Räthsel der freien, durch nichts bedingten und alles bedingenden Auswahl ist unergründlich. Dante sucht nirgends die thatsächliche Unfreiheit weg zu erklären; er stellt neben den Thatsachen, in denen der Wille ganz Wirkung äußerer Ursachen ist, auch die auf, daß jedes Geschöpf als ein von vornherein eigenthümlich bestimmtes auftritt. Dieß ist geradezu nothwendig zum Bestande der einzelnen Naturen und des Ganzen. Dabei ist doch Freiheit, weil das eigenthümlich bestimmte Wollen will, was seine bestimmte Eigenthümlichkeit ist. Dazu ist der Wille gegeben, daß ihn die vernünftigen Wesen opfern. Darin findet Dante die hohe Bedeutung des Gelübdes. Alles ist Gnade, aber doch auch wieder alles Verdienst. Die Gnade macht verdienstfähig und Gnade annehmen ist Verdienst. Auch die zuvorkommende Gnade will verdient sein. An Maria, der Rose findet Dante das Geheimniß am vollsten dargestellt. „Es ist nicht zufällig, daß die Jungfrau Maria als Rose bezeichnet wird, gerade wie die ganze Gemeinde der Seligen. Sie ist ja das Bild der Kirche, der die ganze Gemeinde gebärende Mutterschoß. So muß

denn in ihr vorzugsweise Vorherbestimmung und Freiheit, Gnade und Verdienst sich geeinigt finden. In ihr findet Dante überhaupt die schroffsten Gegensätze die dem Verstande Widersprüche dünken, thatsächlich und deshalb unwidersprechlich vereinbaret. Maria ist die Jungfrau Mutter, ist ihres Sohnes Tochter, ist die demüthigste und eben deshalb die höchste aller Kreaturen. So ist sie nun auch des ewigen Rathes festgesetzter Zielpunkt einerseits, und anderseits ist doch — um es schroff auszudrücken, nicht sie durch den ewigen Rathschluß das, was sie ist, sondern durch sie ist der ewige Rathschluß erst möglich geworden. Sie hat ja „den Schlüssel bewegt, die Liebe Gottes wieder aufzuschließen.“ Größeres kann man nicht sagen, um den ganzen ewigen Rathschluß von dem freien Entschlusse eines Geschöpfes abhängig zu machen. Nicht weil Gott es beschloffen, sondern weil Maria sich entschlossen, das zu sein, was sie war, weil sie durch ihre Demuth den Himmel aufschloß, die Welt zur Aufnahme der Gnade empfänglich darstellte, darum ist nun die ewige Liebe kein verschlossenes Gut mehr.“ Es gab Gnaden vor der in Christi erschienenen Gnade; in Maria aber noch mehr. „In ihr erscheint die Freiheit vor der Gnade, als Bedingung der Gnade; und doch ohne daß dadurch der ewige Rathschluß sich in Zufall, und die göttliche Freigebigkeit sich in ein Zahlen verdienten Lohnes verwandelte. Sondern gerade so, als die freie Erschließerin der Gnade, ist Maria des ewigen Rathes festgesetzter Zielpunkt.“ Darin liegt Dante's wahrhaft evangelischer Protestantismus, daß er einerseits rückhaltslos die ewige Vorherbestimmung und anderseits die freie Selbstentscheidung betont. Bei ihm ist keine Einseitigkeit, welche ohnehin von seiner Marienlehre verdrängt würde. Er steht im Marienkulte den Zeitgenossen nicht nach und doch ist von einer Menschenvergötterung keine Rede.

Ob Kenner von Dante's göttlicher Komödie zu Dietlein's Auffassung allweg zustimmen werden, lassen wir unentschieden. Wir sagen auch nichts zum „Verdienen der zuvorkommenden Gnade“, weil wir unser mildestes Urtheil schon ausgesprochen und

lassen den „Protestantismus“ des Dante bei Seite, weil er weniger gegen den Katholizismus und mehr und eigentlich gegen den historischen Protestantismus gerichtet ist: aber dieß gestehen wir, daß uns auch nach wiederholter Lesung kein Licht gekommen, wie Dietlein die eigens grell aufgetragenen, von ihm wohl nur scheinbare genannten Widersprüche ausgleiche oder mildere. Wir wissen ganz gut, daß unsre Vernunft das hier erörterte Problem nie ganz lösen wird.

14. Die unbefleckte Empfängniß und St. Bernhard.

Maria der Erlösung bedürftig — und ausgezeichnet durch einzigartige Jungfräulichkeit, Unverworfenheit mit der Sünde und Empfänglichkeit für die Gnade: beides wahr und allgemein anerkannt. Nebst andern Fragen gehörte die zu den müßigen: Wie ist im Augenblicke der Empfängniß Maria's im Schooße ihrer Mutter Anna des neu empfangenen Menschenkinds Zugehörigkeit zum ererbten Sündenfluche und dieses neu empfangenen Kindes Reinheit bei einander gewesen. Einmal aber aufgeworfen, ließ sie sich nicht mehr ganz ablehnen. „Gerade damit nicht die Wahrheit von Maria's Zugehörigkeit zu dem in Adam gefallenem Geschlechte beeinträchtigt würde, mußte man die einmal aufgeworfene Frage nach der unbefleckten Empfängniß, statt sie zu verneinen, vielmehr unter Anerkennung ihres richtigen Gehaltes nur in die Bahn lenken, auf welcher jede Einseitigkeit vermieden würde.“ Einzig ohne Sünde kommt nach St. Bernhard nur Jesus Christus: bei Maria verlangt er, daß die beim Empfangen werden übernommene Erbschuld nicht die Heiligkeit von der Geburt an hindere, die sie vor jeder persönlichen Sünde bewahrte. Diese Heiligkeit finde ihren Ausdruck in der Festfeier der Geburt Marien's. Die eigenmächtige Einführung des Empfängnißfestes zu Lyon schien ihm gegenstandslos und gefährlich zu sein, weil sie leicht der einseitigen und unbesonnenen Neuerung die Thüre öffnete.

Daß Bernhard wahrscheinlich die aktive Empfängniß, Bildung des Körpers, und nicht die passive Beseelung, direkt im

Auge gehabt, dürfte Dietlein schon wegen seiner Neigung zum Generationismus weniger beachtet haben.

15. Der Streit der Schulen über die Empfängniß.

Die großen Lehrer suchten die bedrohte Seite der Wahrheit sicher zu stellen. Darin waren sie einig, daß eine Heiligung Maria's nicht vor der Beseelung geschehen. Thomas und Bonaventura ließen sie der Makel der Erbsünde nachfolgen, und faßten sie als Dämpfung der Koncupiszenz auf, welche durch Christi Empfängniß in Maria erst völlig entwurzelt worden sei. Geradezu bestritten sie die Möglichkeit der Gleichzeitigkeit der Beseelung und Heiligung nicht, nur durfte man letztere nie als vorangehend nehmen und mußte man Christus auch als Marien's Erlöser anerkennen. Duns Scotus schloß auf die Gleichzeitigkeit, weil sie für Gott möglich und für Maria ehrender gewesen, und behauptete, Maria sei von der Erbsünde bewahrt worden. — Im Franziskaner-Orden, aber auch sonst gab sich im Mittelalter ein hohes Selbstgefühl kund: „Es war das tiefste Bewußtsein, daß Gottes Gnadengabe Aufgabe für den Menschen ist, die er nur besitzt, indem er sie wollend ergreift und erringt. Dieses von der Gnade geweckte Freiheitsbewußtsein gestaltete alle Beziehungen der damaligen Welt zu dem in Christo gefundenen Gotte dahin, daß sie zugleich Beziehungen zu der triumphirenden Kirche waren, zu der Welt der Heiligen, welche die Gnadengabe als Aufgabe erkannt und vollzogen, welche die ewige Erwählung in freier Selbstbestimmung verwirklicht hatten.“ Ein Bild leuchtete in besonderer Klarheit, auf das die „Wanderer“ hinblickten, Maria. Indem man nun Maria pries, pries man die Gnade und zwar die rettende Gnade. Doch schien es, als ob die Auffassung des Scotus eine erlösende Gnade bei Maria ausschloße, weil sie nur eine bewahrende annahm. Daher fand er einen zähen Widerspruch, in Maria wollte man ja gerade die erlösende Gnade ganz besonders verherrlichen. Ein Beweis, daß der Mariendienst kein blinder gewesen.

Thomas und Bonaventura haben das eigentliche Wesen der Erbsünde nicht in der Koncupiszenz gesehen, sondern nur eine Aeußerung derselben, die sogenannte materielle und nicht die formelle Seite.

16. Die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Empfängniß.

Gegenstand vielfachen wissenschaftlichen Streites war zwischen den beiden großen Orden, den Dominikanern und Franziskanern, die Frage um das Verhältniß von Gnade und Freiheit zu einander; auch für die Reformation war sie ein Hauptproblem. Selbe sollte gegenüber dem überspannten Selbstgeföhle die rechtfertigende Gnade (die den alten Fluch ab- und das Kindesrecht zuspricht) zur Anerkennung bringen, sie ließ aber neben dieser die heiligende zu kurz kommen. Der rechtfertigenden Gnade bedürfen alle Menschen ohne Ausnahme, und gerade an der Frage von Maria's unbefleckter Empfängniß hatte man ein Beispiel, wie nothwendig der Ruf der Reformation nach dieser rechtfertigenden Gnade, die nur durch den Glauben zu erlangen, gewesen. Man hätte ausgleichen sollen, wie Maria's nie nicht vorhandene Reinheit von allem, was Sünde heißt, mit ihrer gleichen Zugehörigkeit zu den erlösungsbedürftigen Adamskindern zusammen bestanden. Eine solche Ausgleichung hat statt, wenn man ihre Sündfreiheit als solche auffaßt, wie sie der Glaube an Christi erlösenden Tod besitzt, „welcher die Welt schon überwunden hat, indem er sie überwindet“. Diesen Standpunkt nimmt der h. Anselm ein, wenn er schreibt: „Die Jungfrau, welche durch den Glauben rein gemacht worden ist, damit von ihr Christi Menschheit angenommen werden könnte, glaubte eben durchaus nur, daß er sterben würde, weil er es wollen würde.“ Er widerlegt den Einwurf, daß der Tod Christi ein unfreiwilliger gewesen, weil schon bedingt durch Maria's Glauben an ihn. Der Glaube ist Bedingung, ohne die uns kein Werk Gottes angethan wird, aber er macht dieß Werk nicht. Die Reformation sprach vom Glauben als Bedingung der

Aneignung des Werkes Christi; Anselm blickte tiefer und erfaßte den Glauben Maria's als Bedingung der Aneignung des göttlichen Gnadenrathschlusses an die Menschheit. „Die Schwierigkeit, wie denn diese Reinheit des Glaubens im unerlösten Geschlechte Bedingung des Erlösungswerkes sein konnte, durfte er nicht scheuen; denn es ist ja doch nur dieselbe Schwierigkeit, die bei der Frage nach der Zueignung des Erlösungswerkes an jedes einzelne Glied des sündigen Geschlechtes dennoch wiederkehrt. Der Glaube glaubt ja eben an die freie Gnade, und indem ihm widerfährt, was er glaubt, erkennt er vielmehr sich selbst als Werk dieser Gnade, und nicht die Gnade als sein Werk oder Verdienst.“ — „Durch den Glauben allein“ (d. h. durch nichts anderes und nicht ohne den Glauben) war der Ruf der Reformation; würde mit diesem Rufe bis auf den Grund gegangen, so würde sich Maria's unbefleckte Empfängniß offenbaren und zwar in ihrem vollen Sinne. Elisabeth's Gruß: „Selig, die du geglaubt hast,“ hat diesen tiefen Sinn. „Aus dem ewigen Gnadenrathe und von dem zukünftigen Kreuze her ist die Gnade solchen Glaubens, solcher Empfänglichkeit, solcher Reinheit, solcher Verleugnung der Erbsünde auf Maria gestossen und wann das? Erst als sie zum Verstande, zum Nachdenken über gut und böse gekommen war? Aber gerade die Reformation hat es ja unter andern auch hervorgehoben, daß auch bei der Kindertaufe, in dem Kinde, das noch nicht denken und wollen kann, der eigne Glaube schon vorhanden sein kann und muß. Was steht denn nun dem entgegen, daß Maria die Gnade des sie auszeichnenden Glaubens schon am Anfange ihres noch bewußtlosen Daseins erhielt? Und wenn dem nichts entgegensteht — welcher Grund spräche dann für eine solche Verspätung? mit welchem Rechte dürfen wir die Schwierigkeit, die gerade dann erst entstünde, gewaltsam herbeiziehen: als ob Maria's nie verletzte Reinheit erst entstanden wäre, nachdem sie schon verletzt war!“ Bei der Frage um die unbefleckte Empfängniß durfte es sich immer nur um das Wie handeln; hiebei hätte die evangelische Kirche den Beruf gehabt,

den mittelalterlichen Bau (durch ihre Rechtfertigungslehre) zu vollenden, sie that es nicht, und die katholische Kirche bewährte sich hierin evangelischer, als man erwarten konnte.

Darauf möchten wir erwidern: Die katholische Kirche bewegte sich auf ureigenem Boden bis zum Schlusse der Frage vorwärts und Dietlein selbst wird durch das urkatholische Gefühl, das eine mit der Erbsünde behaftete Mutter des „Heiligen“ nicht vertrug und verträgt, zum Glauben an die unbefleckte Empfängniß Maria's gedrängt. Er sucht sich nur diesen Glauben, weil innerlich noch mit der protestantischen Doktrin ringend, protestantisch zurecht zu legen, und dieß mußte mißglücken und hat mißglückt. Wenn nun einmal der Protestantismus, wie wir Dietlein selber klagen gehört, eine Flucht von Maria erzeugt, so kann in ihm nie und nimmer der Schlüssel zum Geheimniß der unbefleckten Empfängniß liegen. Läge er in ihm, so zöge er unwillkürlich zu Maria hin, und man sähe die Protestanten nicht konstant von ihr fliehen. Auch die verhüllte Wahrheit macht sich mit der Zeit fühlbar, wie wir gerade bei unsrer Frage sehen, bei der das katholische Gefühl der Theorie weit vorausgeeilt ist, und dessen Allgemeinheit Männer, wie z. B. Petavius, überzeugte, die etwa durch alle gelehrten Untersuchungen vom Schwanken nicht würden frei geworden sein. — Die Beseitigung der Schwierigkeit, wie Maria vom Beginne des Daseins an durch den Glauben soll die Sünde stetig überwunden haben, ist als völlig mißlungen anzusehen. Ginge die Hinweisung, daß ja auch das Kind bei der Taufe, obschon seiner noch nicht mächtig, durch den Glauben gerechtfertigt werde, vom protestantischen Standpunkte an, was aber die „Ev. Kirchenzeitung“ verneint, so wissen wir doch, wie falsch diese Theorie vom rechtfertigenden Glauben, protestantisch aufgefaßt, sei, und wie unzulänglich eben für das noch seiner unbewußte Kind, das durch einen Akt des Vertrauens Christi Gerechtigkeit ergreifen soll. Man muß gestehen, der symbolgemäße Protestantismus hat keinen Platz für eine wahrhaft von aller Sünde freie Gottesmutter, wie überhaupt für die Heiligen, und

darum seine Flucht vor denselben, und daher das „Ihr habt keine Heiligen“, das so schwer verwunden wird (sich z. B. „Ev. Kirchenzeitung“ 1864, Okt. H., „Katharina von Siena“).

17. Bellarmin.

Das Tridentinum ließ mit Sixtus V. die Frage offen, nicht weil das Ja, sondern weil das Wie noch nicht spruchreif war. Daher befaßt sich auch Bellarmin mehr mit dem letzteren. Er will beide Seiten der Wahrheit, Unbeflecktheit und Erlösungs-Bedürftigkeit zu ihrem Rechte kommen lassen. Nach ihm „ist die Jungfrau in Adam gestorben, hat die Schuld des Todes sich zugezogen und bezahlt; aber damit nicht genug: sie hat auch in der Zeit zwischen ihrem ersten Empfangensein (als unbeseelte Frucht) und der zweiten Empfängniß oder der Beseelung, thatsächlich an der Sünde Antheil gehabt; nur insofern man die Beseelung als zweite, und diese zweite als eigentliche Empfängniß ansehen mag, läßt sich von unbefleckter Empfängniß der Jungfrau reden.“ Er hält übrigens nicht fest an dieser Zugehörigkeit zur Sünde und betont dann mehr das „Bewahrt werden“ vor der Zuziehung als Maria's Erlösung. Jene Theorie von der Zugehörigkeit zur Sünde Adams ist eine verunglückte, weil sie eine Zerstücklung des Menschen zur Voraussetzung hat und That-sachen des sittlichen, des Glaubenslebens nicht zum Verständniß kommen läßt (die Sünde würde in den Leib verlegt). Doch, abgesehen von der fehlerhaften Form läßt sich Bellarmin's Ansicht aus seiner Auslegung der früher erwähnten Worte Augustin's gegen Chemnitz dahin angeben, daß Maria durch die erhaltene Gnade beim Empfangenwerden den stetigen, siegreichen Kampf mit der Sünde geführt.

Daß Dietlein hier dem Bellarmin seine eigene Anschauung mit wenig Grund unterlege, möchte Jedermann aus dem Vergleiche folgender Stellen leicht erschließen. Bellarmin: „Wenn die seligste Jungfrau von Natur sündlos gewesen wäre — was kein Katholik behauptet — dann hätte sie zur Besiegung der

Sünde die Gnade nicht bedurft. Aber da sie durch die bei ihrer Erschaffung eingegossene Gnade die Erbsünde besiegt, d. h. ihr den Zugang durchaus verschlossen hat, und ferner durch die Gnade (die Zustand gebende, die leitende und schützende, die mitwirkende) alle Befleckungen von Thatsünde vermieden hat — so ist es falsch, zu behaupten, sie habe zur Befiegung der Sünde die Gnade nicht bedurft, falls sie ohne Sünde empfangen war. Waren nicht Adam und Eva ohne Sünde geschaffen, und bedurften dennoch zur Befiegung der Sünde die Gnade? Also nicht das ohne Sünde Empfangensein, sondern das von Natur Sündlossein, ist nöthig und ausreichend, um zu allseitiger Befiegung der Sünde nicht die Gnade zu bedürfen.“ Dietlein: „Ein stets reines Wollen, ein stetes Nichtwollen der ererbten Sünde, das wäre die der Maria ins Dasein mitgegebene Gnade. Nicht ihr Leib ist der Sünde unterworfen, sondern sie, dieses seelisch leibliche Menschenkind — aber nur der Natur nach; nicht ihre Seele ist durch Gnade rein, sondern sie dieses seelisch leibliche Selbst ist rein durch das von der Gnade ihr gegebene stetige Nichtwollen dessen, was sie von Natur ist, und das ebenso stetige Wollen der Gnade selbst.“

18. Die Konstitution *Ineffabilis*.

Bellarmin's Lehre ist nun kirchlich gut geheissen. In Alexander VII. bekennet sich der römische Stuhl (in der Weise der Auffassung) zum ersten Male zur unbefleckten Empfängniß. Streit gab es nun keinen mehr, nicht hatte Pius IX. einen solchen zu schlichten. Bezüglich des Sinnes schloß er sich an Alexander VII. an. Daher gehört es mit zum Dogma, daß die leibliche Empfängniß Maria's mit der Erbsünde behaftet, die seelische aber von Anfang an in der Gnade gewesen, wenn auch der erste Vorbehalt nicht in die eigentliche Definition aufgenommen worden. Statt es also so zu verstehen, „als hätte Maria überall nicht unter dem Gesetze der Sünde und des Todes gestanden, müssen wir vielmehr in Pius IX. Fassung dieß angedeutet finden: daß

die von Maria ihrer Natur nach überkommene traurige Erbschaft nie über sie, als beseeltes, verantwortliches, wollendes Ich die Herrschaft erlangt, sondern umgekehrt ihrem durch die Gnade stets reinen Wollen unterlegen habe.“ Da wird an die Auffassung Augustins, die doch eigentlich von Bellarmin und somit auch Alexander VII. gemeint war, angeknüpft. „Maria ist rein, weil sie ihrem Wollen nach stetig durch die Gnade sich die Sünde unterworfen, der sie ihrer natürlichen Entstehung nach unterworfen ist.“ Das Bedenkliche in der „Bewahrung vor der Erbsünde“ (bei Duns Scotus) fällt; wir haben hier nicht das Gegenteil von Erlösung, sondern eine besonders hohe Weise derselben. Unter allen Wundern der Gnade ist Maria der Wunder Gipfel. „Wehe uns Evangelischen, wenn wir in den dafür Gott dem Dreieinigen gebührenden Preis nicht einstimmen wollten. Kein blinder Eifer zur Vergötterung der Mutter Gottes hat die Verordnung Ineffabilis eingegeben, sondern es ist in ihr ein ernstes Streben, einseitige Ueberstürzungen auf das Maß des Glaubens an den göttlichen Erlöser aus geschöpflichem Bedürfnisse, zurück zu führen. Kein blinder Argwohn gegen Rom darf uns verführen, hinter diesem Maße des Glaubens weit zurück bleiben. Wo Gott uns unter den Gipfel seiner Gnadenwunder stellt, da haben auch wir anzubeten und zu preisen, und dürfen nicht in der nichtigen Verneinung uns abschließen: ihr macht's zu viel, die ganze Gemeinde ist heilig, Maria ist nicht besser als jedes andre Sündenkind. Der Gipfel des Sinai war auch nur Staub und Erde, wie das Thal zu seinen Füßen, aber als der Herr der Schaaren auf ihn herabstieg — wie tief lag da erst zu seinen Füßen das Thal. „Maria reicht an Gott so nahe als es geschaffener Natur überhaupt möglich ist.“ Wird sie damit vergöttert? St. Johannes sagt von allen Gläubigen: sie werden Ihm ähnlich sein, denn sie werden Ihn schauen, wie er ist. Und ist es eine königliche Macht, welche den Gläubigen gegeben ist, Gottes Kinder zu werden — welche königliche Herrlichkeit muß die Einzige schmücken, der die Macht verliehen war, Gottes Mutter zu werden.

Wie es mit dem Zunder der Sünde in Maria gestanden, solle nicht entschieden werden. „Dasselbe wider den Geist gelüftende Fleisch, wie wir alle, hatte Maria von den Eltern her, aber durch die Gnade ist dieß nie zur Fleisches-Befinnung geworden, nie die Feindschaft wider Gott an die Stelle der Feindschaft wider alle Versuchung und des Friedens mit Gott getreten.“ Der Generationismus erwiese sich sehr dienlich zur Erklärung der Erbsünde. Da nach ihm das ganze seelisch-leibliche Wesen, der ganze Mensch von den Eltern fortgepflanzt wird, so erklärt er am besten das in Adam Gefallensein. Schade, daß nach schwachen Anflügen er im Protestantismus wieder fallen gelassen worden. Das Mittelalter war keineswegs in den Generationismus, der jedes Menschen Seele unmittelbar erschaffen läßt, verrannt.

Dietlein irrt, wenn er meint, zum Dogma über die unbefleckte Empfängniß gehöre etwas, das nicht in die eigentliche Definition „Definimus . . . credendam“ aufgenommen ist. Dann liest er, von seiner Erklärung der Erbsünde und des Freiseins von ihr befangen, selbe auch aus der Konstitution Ineffabilis heraus, wie früher aus Alexander VII., Bellarmin und Augustin. Um sich an diesen Quellen selber zu corrigiren, statt das aus ihnen Geschöpfte mit fremdem Stoffe zu trüben, hätte Dietlein zuerst die protestantische Rechtfertigungslehre und die eben auch irrige Meinung von der Konkupiszenz als der bleibend im Menschen steckenden Sünde aufgeben müssen. Er aber vermeint, beide dienten so recht zur Erklärung der Sündfreiheit neben der Sündenvergebung, so daß wir beides an Maria träfen. So stünde Maria in vollem Sinne als Unbefleckte und doch Erlöste (Erlösung-Vergebung der Sünde) da. — Daß der Generationismus wenig Aussicht habe, in der katholischen Doktrin zur Geltung zu kommen, ist ohnehin bekannt.

Wir schließen unsere Besprechung, indem wir nun noch eine treffliche Antwort unseres Autors, die er seinen Glaubensgenossen gibt, erwähnen. Uns sind fast nur die Stimmen, die in der von einem der ersten Theologen, Dr. Hengstenberg, redi-

girten „Evangelischen Kirchenzeitung“ zu Wort kommen, bekannt. Sie sind grell genug, Abgötterer müssen wir sein trotz aller Erklärung, und fehlen thut's bei uns selbst dort, wo wir glaubten, auch ihre Anerkennung zu finden — denn man höre! auch daß in unserer Beichtstrenge auf Restitution gedrungen wird, weshalb Protestanten katholische Dienstboten vorziehen, ist ein Verbrechen an der Gerechtigkeit aus Gnaden allein. — Natürlich entrüstete man sich in solchem Lager gar besonders über die Definition der unbefleckten Empfängniß, und die Entrüstung will sich noch nicht legen. Mit ihr verband sich die heimliche Schadenfreude, daß jetzt vielen Katholiken die Augen aufgehen würden, so daß sie den Gräuel im eigenen Hause sähen u. s. w. Darauf nun Dietlein's Bemerkung: „Daß bei uns das Recht der Anbetung Jesu in Frage gestellt ist, davor zu erschrecken, haben wir wahrlich mehr Ursache, als darüber uns gütlich zu thun, daß in der römischen Kirche die unbefleckte Empfängniß Maria's — außer Frage gestellt worden ist.“ Gegen die, welche in schönster Konsequenz den Katholiken es als Irrthum und Hochmuth anrechnen, daß von ihnen die sichtbare Kirche Christi für irrthumslos gehalten wird, indeß sie selber jedes Resultat der Forschung in der Bibel und im stetigen Glauben der Kirche, wenn es ihnen mißliebig, mit Luther und den symbolischen Büchern todtzuschlagen möchten, wahrte er seine Freiheit mit den Worten: „Eine protestantische cathedra, die den Satz, daß die Lehre von Maria's unbefleckter Empfängniß in jedem Verstande zu verwerfen sei, zum Glaubenssage erheben könnte, gibt es nicht. So muß es ja auch frei stehen, diese Lehre in ihrem richtigen Verstande anzuerkennen.“

G.